Hoffnung, die nicht stirbt

Enttäuschung als Chance für Populisten

■ ANDRÁS MÁTÉ-TÓTH

Im österreichischen Diskurs wird Ungarn 30 Jahre nach der Wende häufig mit Populismus, Nationalismus und einer Krise der Demokratie verbunden. Welche zeitgeschichtlichen Gründe gibt es dafür? Welche Rolle spielen dabei die christlichen Kirchen, und wie können Christ/innen und Theolog/innen in unserem Nachbarland auf die gesellschaftlichen Herausforderungen reagieren?

András Máté-Tóth, geboren 1957 in Kalocsa (Südungarn), studierte 1978–1983 an der Theologischen Hochschule mit Priesterseminar in Szeged/Ungarn. 1982 musste er aus politischen Gründen die Hochschule verlassen und konnte ein Studium nur als außerordentlicher Hörer fortsetzen. 1989–1991: Kath.-Theol. Fakultät: Wien, Ergänzungsprüfungen für die Anerkennung des ungarischen Hochschulabschlusses und Dissertationsstudium. András Máté-Tóth promovierte 1991 bei Paul Zulehner. 1996 habilitierte sich der Vorstand des Lehrstuhls für Religionswissenschaft an der Universität Szeged (Ungarn) in Wien sodann zum Thema „Bulányi und die Bokor-Bewegung".

Der Systemwechsel ist ein Europa- oder sogar Weltereignis sondergleichen, aber die Erinnerungen 10, 20, 30 Jahren danach scheinen immer verschwommener zu werden. Alles, was damals viele Europäer auf beiden Seiten des Stacheldrahtes bewegte und mit Hoffnung erfüllte, hat der Enttäuschung Platz gemacht. Die Erfahrungen der Menschen von heute bezüglich der Entwicklungen der letzten 30 Jahre mögen zwar ein einheitliches Bild des Scheiterns und der Hoffnungslosigkeit ergeben, gerade Christen und Kirchen sind aber dazu aufgefordert, an die Hoffnung als göttliche Gnade und als eine grundlegende Perspektive zu erinnern. Eine Hoffnung, die nicht blind den Realitäten gegenüber ist, sondern sich gerade inmitten dieser Realitäten zu behaupten bereit ist.

Naivitäten täuschen

Man kann zwischen zwei Hoffnungsperioden unterscheiden. Die erste nenne ich naive Hoffnung der Zeit der Wende. Die Naivität des „Westens" bestand darin, dass nach dem Fall der Mauer die Gesellschaften des früheren Ostblocks sich bald den westlichen Standards angleichen. Sie werden sich zu Freiheit und Demokratie, zu Marktwirtschaft und Kreativität entwickeln und Europa wird wieder nicht nur einig, sondern auch einheitlich sein. Die Naivität des „Ostens" war eine andere. Man glaubte, nach der Wende wird man das Lebensniveau des Westens bald einholen. Freiheit und Demokratie werden den Wohlstand umgehend herbeiholen. Diese Naivitäten haben sich aber bald als falsch erwiesen, und immer mehr Menschen mussten der Vermutung von Ralf Dahrendorf recht geben, als er etwa meinte, man kann ein System in 60 Tagen ruinieren, aber für den Aufbau braucht man vielleicht sogar 60 Jahre.

Chancen für Populisten

Wie die Verhältnisse vor der Wende in West und Ost nicht mit einer vereinfachenden Schwarzweißmalerei geschildert werden können, so sollten auch die Zeiten nach der Wende nuanciert betrachtet werden. Die naive Hoffnung musste scheitern, und es sollte die Zeit nunmehr schon reif sein, um die Lage in Ostmitteleuropa nach der Wende mit einer anderen Art von Hoffnung zu betrachten. Es geht dabei nicht um eine, die konkrete Verhältnisse erhofft, sondern um eine Hoffnung die zukunftsorientiert ist und offen für das Unvorstellbare. Eine zu konkrete Hoffnung ist eher eine Erwartung, und fixiert den Hoffenden in einer passiven Grundhaltung. Die Zuständigkeiten sollen meine, seine und ihre Erwartungen erfüllen. Diese Art von erwartender Hoffnung kennzeichnet die Region des früheren Ostblocks seit vielen Jahrhunderten. Die Menschen haben gelernt und eingeübt, versorgt zu werden. Eigenverantwortung, Initiative, Kreativität waren gefährlich und verboten. Die zentrale Macht der jeweiligen Hegemonien sicherte und steuerte den Fluss des Lebens. Zuletzt trug der kommunistische Staat mit der redistributiven Einstellung

DD_QUART 4 2019_001-032_2019-12-16.indd 17 16.12.2019 21:11:40

zur Gesellschaft für die Menschen die Vollmacht, auch die volle Verantwortung für alles, was geschieht und was zu erwarten ist.

Da die Erwartungen nicht erfüllt worden sind, nicht nach 10 oder 20, nicht einmal nach 30 Jahren, sind Menschen geneigt zu meinen, alle Hoffnungen sind dahin, und sie interpretieren die Zeit nach der Wende als eine dekadente Zeit der Entzauberung. Und gerade diese Grundeinstellung liefert sie der populistischen Rhetorik aus, die haargenau die kommunistische Sichtweise wiederholt mit einer simplifizierenden Zweiteilung der Gesellschaft in korrupte Elite und unschuldiges Volk, und die Hoffnungen des Volkes zu erfüllen verspricht.

■ Die Menschen haben gelernt und eingeübt, versorgt zu werden. Eigenverantwortung, Initiative, Kreativität waren gefährlich und verboten.

Hoffnung als ständige Provokation

Christen und Kirchen sind aber Träger einer anderen Art von Hoffnung, die nicht etwas Bestimmtes erwartet, sondern ein Habitus ist. Diese Hoffnung ist offen für die Überraschungen der Geschichte und ist aktiv und fleißig in der Verwirklichung einer Welt, wo Liebe, Solidarität und Erbarmen die leitenden Tugenden sind. Diese nicht-naive Hoffnung konzentriert sich nicht auf die düsteren Schattenseiten, sondern ist fähig in Tagträumen Möglichkeiten zu erahnen. Sie ist nicht blind aber entschlossen, nicht naiv, sondern engagiert. Sie steuert die Verhältnisse in Richtung des Unbekannten hin und gibt sich nicht zufrieden mit den Kopien der Erfolge von anderswo und anderswann. Hoffnung ist nicht Idealismus, sondern eine ständige Provokation, das bereits Verwirklichte zu relativieren. Ohne Hoffnung verstrickt sich die Menschheit auch in Europa in der ständigen Wiederholung des Scheiterns und macht sich selbst blind für Möglichkeiten. Die lautstarken Realisten, die alle Aspekte der Tragödie auswendig kennen und die ständig nur die Fluchpsalmen wiederholen, schließen sich selbst in die tragische Realität ein und stehen mit dem Rücken zur Wand.

Die habituelle Hoffnung, worüber Philosophen und Theologen des 20. Jahrhunderts, wie Bloch, Jaspers, Pannenberg, Moltmann und andere gesprochen haben, hat die Kraft, die Geschichte aus einer anderen Perspektive zu erzählen. Sie ist fähig zu alternativen Narrativen, die nicht wie Märchen den Schlaf bringen, sondern wie Visionen aufwecken. Vor 30 Jahren haben viele ihr Leben für eine Vision der freien und gerechten Welt gegeben. Ich schreibe diesen Text in Cluj (Klausenburg) an dem Platz, wo Statuen der Märtyrer der Revolution stehen. Sie haben Mut gehabt, sie haben gehandelt und nicht gejammert. Angesichts ihrer Opfer sollen die Klagelieder verstummen und die heiligen Worte wie Freiheit und Gerechtigkeit wiederholt werden. In ihren Fußtapfen sollen die Gesellschaften die Initiative ergreifen, gegen die Korruption und gegen die Lüge kämpfen und selbst nicht mehr lügen, gegen Chauvinismus auftreten und den eigenen nationalistischen Ressentiments widerstehen. In Summe: in Hoffnung leben. ■

Am Hauptplatz von Cluij (Klausenburg) erinnern Stelen und Namentafeln an die Märtyrer der Revolution. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das ungarische Siebenbürgen Rumänien zugeschlagen, 1941 bis 1946 wurde Cluij Ungarn, dann wieder Rumänien angegliedert. Während der Besetzung durch Hitler-Deutschland wurde die jüdische Bevölkerung nahezu ausgerottet.

DD_QUART 4 2019_001-032_2019-12-16.indd 18 16.12.2019 21:11:40